

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 42

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42
XVI. Jahrgang
1926

Bern
16. Oktober
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Junker Herbst.

Von Adolf Böttger.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eichenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg und Selder;
Der Pfeil zuckt von der Sehne schnell;
Bei Hufaruf und Hundgebell
Durchkeudt der Hirch die Wälder.

Wild durch der Eichen alter Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder,
Hält Raft dann auf dem moos'gen Block,
Schlingt Weinlaub in des Haar's Gelock
Und blickt ins Tal hernieder.

Und wo ins Tal sein Auge schaut,
Erglänzen Früchte, sanft betaut,
Schwillt blau am Stock die Traube,
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Slegt rasch das Grün der Blätter fort,
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt aufs neu durch Busch und Dorn.
Vom felsgetürmten Gipfel —

Auf seinen Ruf dahergebraußt —
Kommt Sturm, der Jagdgesell und zaust
Das Laub von Zweig und Wipfel.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

17

Sie konnte nicht umhin, zu dem Sorgenkind hinzuzutreten und ihm den Hals zu streicheln. „Hest, das ist jetzt der, von dem ich dir gesagt habe. Weißt du es jetzt? — Der Mauch macht immer Sprüche darüber, daß ich mich mit der Lehware so abgebe“, plauderte sie weiter. „Aber wenn man halt vorher nicht über ein Tierlein zu befehlen gehabt hat, so sieht man das anders an. Und der Mauch hätte wohl auch eher Glück im Stall, wenn er mehr mit dem Vieh reden würde. Viele behaupten, das erspare jeden Tag ein Kurzfutter.“

Heinrich mußte nun auch noch den Heustod sehen und wie da ring*) abzuladen sei; sie kam ganz in einen geschäftigen Eifer hinein mit Röhmen und Vorzeigen, wobei er immer stiller und bedrückter wurde. Nachdem sie wieder in die Stube zurückgekehrt waren, mußte er noch einen Blick in die Nebenkammern hinein tun. „Ich habe sie eben erst austäfeln lassen“, berichtete Sabine. „Gestern noch haben die Schreiner darin geklopft und rumort. Und das Bett hab' ich verbrannt. Der Doktor hat gesagt, es sei kein Schad' dafür. Aber ich hätte es ohne das getan.“

Auch für die Küche und die Feuerung konnte sie kaum genug Lobesworte finden. „Auf der Zeltegg haben wir bei schlechtem Wetter immer das ganze Haus voll Rauch gehabt. Mich wundert nur, wie die Mutter in dem widrigen Loch so alt hat werden können.“

Sie hatten inzwischen wieder wie vorhin am Tisch Platz genommen. „Du sagst kein Wort“, ließ sich Sabine etwas ungehalten vernehmen. „Grad wie wenn dich alles miteinander nichts angehe.“

Er rieb sich verlegen die Stirne. „Es ist mir halt immer, du meinst, es sei an einem andern Ort gar nicht zu leben“, brachte er nach einigem Besinnen mühsam heraus.

Sie lachte gezwungen. „Was du dir für Sachen einbildest! Deine grünen Läden machen sich ja gewiß recht hübsch. Und das Dachgiebelchen mit der Jahrzahl.“

Er atmete innerlich ein wenig auf. „Den Stall bau' ich auch aus im Frühjahr“, berichtete er eifrig; „ich habe bereits mit dem Maurer Spahn darüber gesprochen. Du mußt etwa nicht meinen — —“

Er stockte plötzlich und wurde verlegen.

Sabine sah ihn scharf an. „Was meinen...? Jetzt glaub' ich wahrhaftig, du willst wieder von dem anfangen!“

Sie sagte das heftig und unfreundlich. Ein feindseliger Trotz hatte sich augenblicklich auf ihre Züge gelegt.

Er hielt ihren Blick aus, ehrlich und fest. „Einmal müssen wir die Sache doch austarsten. Halt wenn du dich immer noch nicht anders besonnen hast.“

Sie wiegte den Kopf bedächtig und entschieden auf dem weißen Spitzenkräuschen hin und her. „Zu besinnen gib'ts bei mir nichts“, sagte sie fremd und kühl. „Du weißt ja schon, was ich gesagt habe. Und wenn du etwas anderes

*) leicht, mühelos.

meinst, so hättest du gar nicht kommen müssen. Ich wüßte nicht, wozu.“

Er drehte sich langsam ab und blickte vor sich auf den Fußboden hin. Sein Inneres war wie aufgewühlt, er war mehrmals auf dem Punkte, heftig herauszupoltern.

„Ich kann nicht um meinen Charakter herumkommen“, sagte er endlich, auf jedes Wort Nachdruck legend. „Jetzt und ein für allemal sag' ich das. Wenn ich mein eigenes Leben von weitem ansehen würde, müßte ich mir Lump zurufen!“

Er hatte sich zuletzt nicht mehr ganz in seiner Gewalt gehabt, und sie fuhr ängstlich auf. „Tu' doch nicht so, der Diensthub könnt' es hören!“

Ohne sie eigentlich verstanden zu haben, mähigte er sich ein wenig. „Es gibt keine Stund' in der Nacht, wo ich nicht aufgewacht bin und mich mit dem herumgeschlagen habe. Wenn ich da vor der Scheuer Mist laden, wenn ich in eurem Gemeindehaus ‚hier!‘ rufen müßte, das wäre nichts anderes, als wenn man mir in die Knie hinein sägen würde. Nein, so einen mach' ich nicht aus mir.“

„Also, dann behalt' du deinen Charakter“, sagte sie fast leichthin, wie wenn sie seinen Trotz nur für eine Grille nähme. „Wenn du mich einmal gern gehabt hättest...“

„Ich hab' dich schon gern.“

„Einmal hab' ich das auch geglaubt, jetzt nicht mehr.“

Sie stand, von ihm abgewendet, mitten in der Stube. Nun trat er langsam zu ihr hin und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Sieh mich an. In die Augen hinein mußt du mir sehen, dann weißt du es.“

Sie blickte unsicher zu ihm auf. Schon der Ton seiner Stimme hatte ihr gesagt, daß ihm die Tränen zuvorderst standen.

Da griff er fest zu und zog sie an sich. „Ich verkaufe, was mir lieb ist, ich zieh mit dir in eine Einöde hinaus, wenn du es haben willst. Nur in dieses Dorf bringt mich niemand. Nicht mit vier Pferden!“

„Wenn keines von uns den Kopf brechen will, so müssen wir halt denken, es sei nie etwas gewesen“, sagte sie beklommen, ohne sich in seinen Armen zu regen. „Das muß ich dir jetzt halt auch noch sagen“, fuhr sie nach einer Weile in gleicher Weise fort: „Es ist so geschrieben, daß das Gütchen nur dann mir zufällt, wenn ich dableibe. Tu' ich das nicht, so kann ich mit leeren Händen von allem weg. Wie ich gekommen bin. — Was sagst du jetzt noch? Glaubst du, ich will das Beten um nichts verloren haben? — Es ist jetzt so, wie's ist, und ich kann es nicht ändern. Und will nicht, und will nicht!“

Bei den letzten, heftig ausgestoßenen Worten hatte sie sich von ihm losgerissen, wobei eines der fast unberührt auf dem Tische stehenden Gläser auf die Dielen hinfiel und zerbrach. Sie las die Scherben auf und legte sie beiseite. „Das bedeutet nichts Gutes“, sagte sie. Und dann hielt sie ihm, das Gesicht abgewendet, die Hand hin. „Also, ich wünsche dir Glück.“

Er stand in sich zusammengesunken und konnte es immer noch nicht verstehen. „Wir wollen noch ein wenig Zeit darüber gehen lassen“, meinte er endlich. Aber seine Rede klang nicht zuversichtlich.

„Ich weiß morgen so viel wie heute“, entgegnete sie rasch. „Und es ist besser, wenn du jetzt gehst. Du willst mich ja bloß quälen.“

Er gehorchte willenlos, und sie geleitete ihn kühl hinaus. Es war ein frostiger Abschied. Draußen auf der Straße stand Heinrich mehrmals still. Aber wenn er umkehren wollte, waren seine Gelenke wie eisern. Er war mit sich und der ganzen Weltordnung zerfallen. Denn er begriff jetzt, daß Sabine nicht anders tun konnte, so wenig als er.

Siebzehntes Kapitel.

Von Zweien, die sich finden und Zweien, die sich verlieren.

Ob es schön gewesen sei gestern nacht, stichelte Annette beim Morgenessen. Nach seinem Gesicht würde man eher das Gegenteil vermuten. Da habe sie es daheim vielleicht kurzweiliger gehabt.

Und nun machte sie ihm eine unerwartete Eröffnung. Er müsse denn also wissen, daß der Haber doch nicht vor dem Korn reif werde. Sie habe sich nämlich gestern abend mit dem Windstaller versprochen. „Es ist ja in diesem Haus nicht Mode, daß man miteinander Rat hält“, fügt sie anzüglich hinzu. „Und wenn es auch nicht gerade ein Schlegel ist, in den Windstall hinauf zu heiraten, so haben mich halt die sechs unerzogenen Kinder verbarnt.“

Am Nachmittag stand der Windstaller bereits im Hause, von Annette mit verschämter Glückseligkeit empfangen. Mit trodener Selbstverständlichkeit fing er ohne viel Umstände mit Heinrich davon an, daß man halt jetzt ans Auseinanderdenken müsse. Denn seine Familienumstände brächten es mit, daß er nicht lang den Hochzeiter spielen könne. Ungefähr so zwölfhundert Fränkeln Bares nebst Aussteuer werde die Annette mit ihrem Schaffen und Hausen doch wohl verdient haben. Und er habe auch bereits mit dem Koller im „Röhl“ Rücksprache genommen, der ihm, Heinrich, das kleine Geld gegen einen Ueberbrief*) gerne vorstrecke. So habe man dann doch aneinander nichts zu suchen, und jeder könne mit seinem Teil nach Belieben schalten und walten.

Heinrich sagte nicht viel dazu; er gab zu allem beinahe stillschweigend seine Zustimmung. Aber als er nachher den Windstaller in der Stube zu Annette sagen hörte: „Du, wird sind Lorenbuben gewesen, so alt wir sind, der Heiri hätte sich noch viel besser einspannen lassen“, da steckte er den Kopf zur Tür hinein und sagte trocken: „Nein, der Heiri läßt sich nicht besser einspannen.“

Wenige Tage darauf schrieb er ein kurzes Briefchen an Sabine. Er teilte ihr das wegen Annette mit und fragte sie dringlich, ob sie sich unter diesen Umständen nicht doch noch eines andern besinnen könnte? Nach schwerfälligem Hin- und Herraten hängte er dem Schreiben eine knappe Nachschrift an: „Nicht zu vergessen, daß ich jetzt fast keine andere Wahl habe, als mich baldigst zu verändern.“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Das Andersbesinnen sei an ihm. Wenn er das nicht fertigbringe, habe ihr Haus keine Tür. Falls es plötzlich so pressiere, könne sie ihm vielleicht einige Adressen geben.

Auch eine Nachschrift war da. „Nicht zu vergessen, daß ich auch fast keine andere Wahl habe. Bis du es bei zehn andern propiert hast, wart' ich nicht.“

*) Zweite Hypothek.

„Jetzt bist du zum andern Mal mit ihr fertig“, sagte er halblaut zu sich selber. Er zerknitterte das flüchtig geschriebene Briefchen und ließ es nachher draußen unterm Herd zu Asche verglimmen.

Im gleichen Augenblick bereute er auch schon seine Voreiligkeit. Sicher hatte auf dem Zettelchen noch irgendwo etwas Liebes gestanden. Etwas sehr Liebes. Es waren doch immer zwei Seelen in ihr gewesen...

Es verging in der nächsten Zeit kaum ein Tag, daß er nicht zeitweise auf dem festen Beschluß ausgeruht hätte: Heut' abend muß es sich weisen! Aber er brachte vorläufig den Mut nicht auf. Es kam vor, daß er auf dem halben Wege nach Kasparshub hinab umkehrte.

„Wenn es die unrechte Stunde ist, so mach' ich es schlimmer statt besser“, redete er sich ein. „Es ist klüger, man stellt auf einen Glücksfall ab.“

Aber der Glücksfall kam nicht, und die Last der Ungewißheit legte sich immer beklemmender auf seine Seele. Er machte um diese Zeit, wenn er von der Tagesarbeit heimkehrte, öfters den Umweg durch das Hochauer Hölzchen, um von der untern Randwiese aus ein paar Augenblicke lang nach Kasparshub hinabzulauern. „Es ist eigentlich ein Nest, wie jedes andere“, sagte er dann etwa halblaut zu sich selber. Wenn ich halt nur über den Charakter hinwegkommen könnte...“

Da wurde ihm vom Wirt Koller eines Tages eine unliebsame Neuigkeit zu Ohren getragen. Die Leiningerin habe so eine Art von Verwalter eingestellt, nämlich dem Förster Steinli seinen Neltesten, den Schang. „Natürlich, es gibt halt auf einem Bauerngütlein mancherlei zu tun und zu raten“, fügte er dem Bericht etwas anzüglich bei. „Und eine Witfrau kann hier und da ein wenig ins Studium kommen, besonders wenn die Abende immer länger werden. Ganz abgesehen davon, daß der Steinlischang den Zunamen ‚der Schön‘ vom Weibervolk bekommen hat.“

Heinrich würgte die geschwätzigen Mitteilungen wie ein giftiges Kraut in seine Seele hinein. Er wußte in diesem Augenblick nicht, worüber er sich am meisten ärgern sollte, ob über Sabinens augenscheinliche Herausforderung oder über den Umstand, daß von seinem heimlichen Verhältnis zu ihr bereits alle Welt zu wissen schien.

Am Morgen ging er früh vor neun Uhr nach Kasparshub hinab.

Auf dem Höflein der Leiningerin wurde gedroschen; es lag bereits ein ansehnlicher Haufen von Strohbinden auf der Hofreite aufgeschichtet.

Heinrich warf im Vorbeigehen einen scharfen Blick zu den fleißig schaffenden Leuten in die Scheuer hinein. Der Steinlischang stand an der Maschine, er hatte den Ehrenposten des Einlegers inne; fast wie wenn er da schon als Bauer zu befehlen hätte.

Nachdem Heinrich im „Schäffliader“ eine kurze, nachdenkliche Einkehr gehalten, machte er sich langsam wieder die Dorfstraße hinab, immer noch unschlüssig, ob er zu Sabinens ins Haus hineingehen und sie zur Rede stellen wollte.

Der Zufall fügte es, daß sie bei seinem Näherkommen eben an dem jenseits der Straße stehenden Brunnen zu schaffen hatte. Er schritt zögernd auf sie zu. Sie fuhr leicht zusammen und schien sich dann mit einem raschen Blick vergewissern zu wollen, ob der Strohhaufen drüben auch hoch



G. de Beaumont: Bildnis eines Mädchens.

genug sei, um ihn vor den Leuten in der Scheune zu verbergen.

Er grüßte kurz und sagte mit wenig Umständen: „Ein anderer hätte in diesen Tagen auch zum Dreschen Zeit gehabt. Und du kannst doch auch wissen, was ich auf die Steinlisorte für ein Gift habe.“

Sie blickte eine Sekunde lang schweigend nebenauf, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Dann sah sie ihm plötzlich offen und ehrlich in die Augen.

„Man muß doch etwas probieren“, sagte sie und lächelte dazu. — „Wenn einer so ein Stod ist!“ ergänzte sie sich rasch, aber in einem andern Tone, trocken und unzugänglich. „Ueberhaupt — es paßt mir da nicht zum Reden.“

Sie schickte sich zum Gehen an. „Du weißt ja, wie du es anstellen mußt, wenn es den rechten Weg gehen soll.“

Damit war sie von ihm weg, und er machte sich gemächlich dorfauf. Beim letzten Hause begegnete ihm der Schneider Gerteis, in dessen Mundwinkeln sich ein viel-sagendes Lächeln versteckt hielt. „Komm' ich da zu einem Saulus oder zu einem Paulus?“ fragte er boshaft. „Wie lang geht's noch, bis wir zwei miteinander über die Hochbaumer ein Gedicht machen?“

Heinrich ging stillschweigend seiner Wege. „Sie zwingt mich nicht!“ sagte er nach einer Weile verbissen zu sich selber. „Nein, sie zwingt mich nicht!“

Und dann dachte er wieder an ihren lieben, geraden Blick von vorhin und mußte mitten auf der Straße stillstehen. „Recht um Recht — es ginge eigentlich niemanden etwas an!...“

(Fortsetzung folgt.)